



Die Grenzen der theologischen Neugier: Debatten über den Leib Mariens zwischen Mittelalter und früher Neuzeit

Bernd Roling (Berlin)

Die Mariologie gehört sicher zu den Feldern, denen Theologie- und Philosophiehistoriker in den letzten Jahrzehnten wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben, obgleich ihr Textbestand seit dem 12. Jahrhundert enorm gewachsen war. Wie Angelologie oder Zweinaturenlehre gehörte sie zu den Zweigen der Theologie, in denen sich seit dem Hochmittelalter Grundvoraussetzungen der Metaphysik und Epistemologie wie in einem Laboratorium zu bewähren hatten. Wie ließ sich das Enthobensein der Heiligen Jungfrau von aller Sünde, ihre gnadenhaften Vorherbestimmung mit ihrer menschlichen Natur und ihrer Freiheit in Einklang bringen? Wie verhielten sich die Attribute ihrer Körperlichkeit und ihre Vollkommenheit zueinander, was durfte einem vollkommenen Leib also noch zugestanden werden? Wie die vor allem von scotistischen Franziskanertheologen vorangetriebene besondere Prädestination Marias in der Freiheitsdebatte zu immer weiteren und subtileren Distinktionen führte, mußten auch der medizinische Fortschritt und die immer besseren anatomischen Kenntnisse an den Universitäten dafür sorgen, daß auch nach den organischen Rahmenbedingungen des marianischen Gnadenstandes gefragt wurde. Wenn die Konsequenzen des Sündenfalls durch Körpersäfte weitergegeben wurden, hatte Gott dann im Leib der Anna dafür Sorge getragen, daß der Embryo der Madonna nicht mit ihrem Blut versorgt wurde? Waren die Adern vielleicht an ihr vorbeigeflossen?

Schon dem leidenschaftlichen Marienverehrer Anselm von Canterbury hatte Maria freilich in einem visionären Dialog zu verstehen gegeben, daß auf gewisse, allzu neugierige Fragen nur mit einem *non decet* geantwortet werden konnte. Es ziemte sich nicht, so Maria, in alle Details vordringen zu wollen. Andere Visionäre wie die Heilige Birgitta von Schweden hatte diese Maxime nicht davon abgehalten, weiter und genauer zu fragen, Mediziner des 16. Jahrhunderts wie Julius Caesar Delphinus hatten auch die Verdauung Mariens und ihre möglichen Produkte in einfühlsamen Traktaten verhandelt. Tatsächlich aber gab es eine Grenze der Neugierde: Im Jahre 1626 erscheint das ‚Elucidarium Deiparae‘ des baskischen Jesuiten Juan Battista Poza, die wohl umfangreichste Summe auch der mittelalterlichen Mariologie, die auf fast 1200 Seiten mit enormer Begeisterung alle Fragen der Marienkunde verhandelt und gerade auch den organischen Aspekten Mariens Rechnung trägt. Poza, an dessen ebenso tiefgläubiger wie gründlicher Natur kein Zweifel besteht, läßt sich in seiner detailfixierten und konsequent schlußfolgernden Euphorie dazu hinreißen, den Leib der Jungfrau Maria nicht nur förmlich zu sezieren, sondern ihn auch zum Bestandteil der Eucharistie zu erheben. Für die Zeitgenossen war dies der Neugier zuviel. Pozas Werk wird nicht nur vehement angegriffen, sondern indiziert. Der Landsmann des Heiligen Ignatius war allerdings nicht bereit, das Urteil demütig hinzunehmen, geschweige denn, sein Werk zu widerrufen, sondern protestierte mit solcher Leidenschaft, daß sein Orden genötigt war, Poza nach Ecuador zu verbannen.

War Poza nur ein unfreiwilliger Häretiker gewesen, der sich in seiner Hingabe an Maria theologisch verhaben hatte? Oder gab es schlicht eine Grenze der *curiositas*? Der Vortrag, der Pozas Werk, vor allem aber auch seine mittelalterliche und frühneuzeitliche Vorgeschichte rekonstruieren möchte, versucht die Implosion der Mariologie, die sich mit dem ‚Elucidarium‘ verbindet, als Episode in der Geschichte der theologischen Neugier und ihrer besonderen Dynamik zu behandeln.